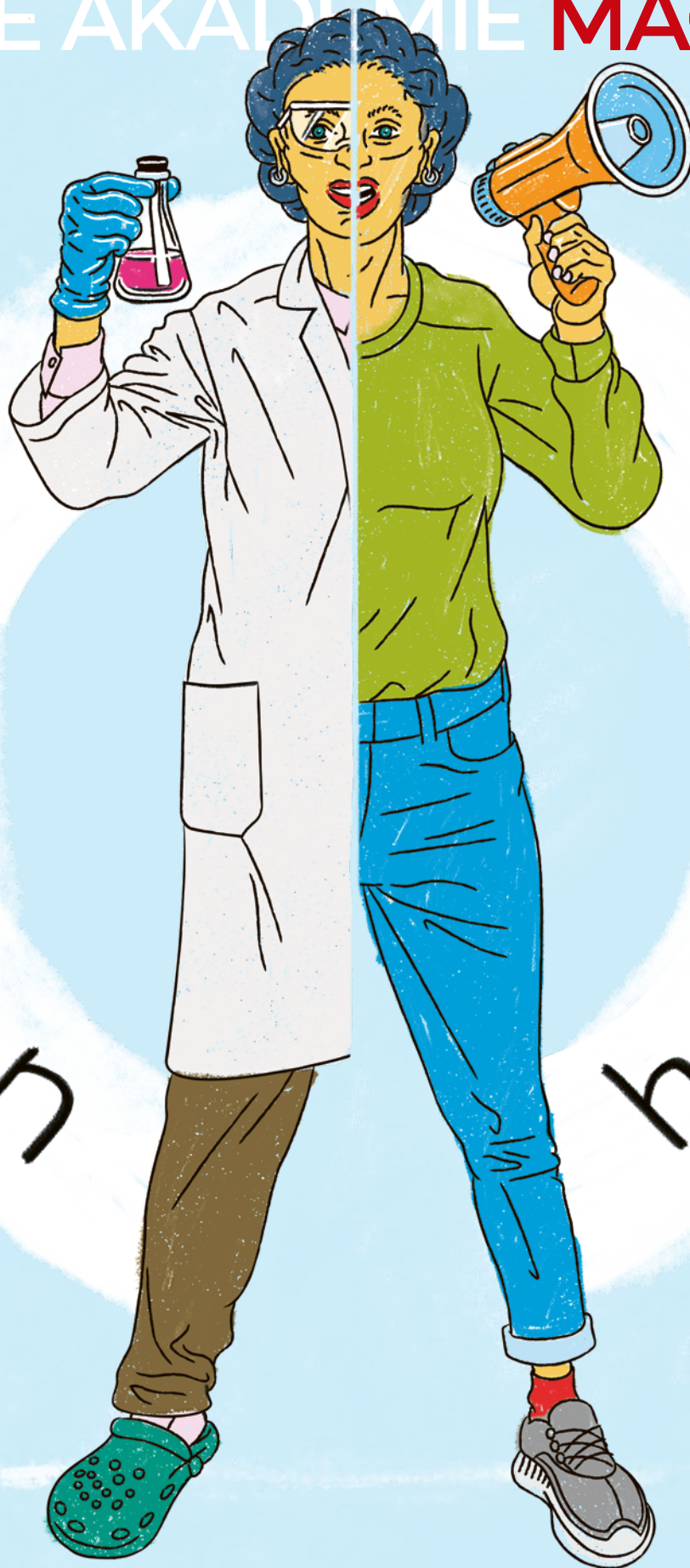


JUNGE AKADEMIE MAGAZIN JUNGE AKADEMIE MAGAZIN JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

2026 #32



EDITORIAL

Bedeutungsstiftende Formen der Teilhabe und kollektive Praktiken im Dialog sind als Themen – nicht nur innerhalb der Wissenschaft – höchst präsent. Im Zusammenhang etwa mit Klima, Gerechtigkeit in der Gesundheitsversorgung oder Restitution von Kulturgütern scheint die Dringlichkeit gesellschaftlichen Handelns mitunter besonders hoch. Doch auch in anderen Bereichen wird das Ideal einer Wissenschaft im Elfenbeinturm zunehmend kritisch hinterfragt.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage neu: In welchen Formen können oder sollen Wissenschaftler*innen sich heute gesellschaftlich engagieren? Ausgehend davon gründeten Mitglieder der Jungen Akademie 2020 die Arbeitsgruppe *Engagierte Wissenschaft*. Im internen Austausch sowie in Gesprächen mit Wissenschaftler*innen mit großer gesellschaftlicher Sichtbarkeit wurde diskutiert, ob bestimmte Themen ein gesellschaftliches Engagement auf Grundlage eigener Forschungsergebnisse erforderlich machen, ob dies heute in höherem Maße der Fall sei als früher, oder wie Formen des Public Engagements in Deutschland – wie bereits in England oder den USA – zukünftig zu Kriterien guter Wissenschaft zählen sollten.

Aus diesen Gesprächen ging im Februar 2022 die Podcast-Reihe *wissen – handeln?* hervor. Unsere Gesprächspartner*innen formulierten darin pointierte Positionen: »Wissenschaft soll aktivieren!« (Bénédicte Savoy), »Trauen Sie sich – Sie werden gebraucht als Wissenschaftler*innen« (Theresia Bauer), »Lieber Aktivist als Passivist« (Volker Quaschning) oder »We should sharpen our voice« (Antonio Loprieno). Es wurde festgehalten, dass das akademische Publikationssystem dringend eine Veränderung benötigt (Elisabeth Bik) und wir haben über »Die Stärke eines partiellen Aktivismus« (Naika Foroutan) gesprochen oder auch darüber, wie es im Bereich des Policy Advice unmöglich ist, unter Zeitdruck gute Entscheidungen zu treffen (Nicole Grobert). Erörtert wurde außerdem, dass Fragen nach dem ‚Wie viel‘ in manchen Situationen sinnvoller scheinen als ein Abwägen zwischen ‚Ja oder Nein‘ (Viola Priesemann).

Ziel dieser Ausgabe des Magazins ist es, diese Debatte innerhalb der Jungen Akademie weiterzuführen. Als Kernthemen sind weiterhin Formen und Wege der sogenannten Third Mission relevant – sowie Fragen danach, wie der Dialog zwischen Gesellschaft und Wissenschaft effektiver gestaltet und jenseits polarisierter Schlagzeilen verbessert werden kann. Welche Erwartungen und Wünsche aus Gesellschaft und Politik kann die Wissenschaft überhaupt realistischerweise erfüllen – und wo liegen ihre Grenzen? Ein zweiter Themenbereich adressiert Veränderungen innerhalb unserer Fachkulturen und damit einhergehend die Frage, wie engagierte Wissenschaftler*innen in der akademischen Community wirksamer oder systematischer geschützt werden könnten und in welchen Phasen des wissenschaftlichen Lebenslaufs Engagement besonders gefördert und anerkannt werden sollte. Drittens nimmt diese Ausgabe politische und gesellschaftliche Krisen in den Blick und ermittelt, ob und inwiefern diese ein besonderes Handeln von Wissenschaftler*innen erfordern oder rechtfertigen.

Helen Ahner setzt sich in ihrem Text mit der Frage auseinander, ob Wissenschaft je ‚unengagiert‘ sein kann. Die Kulturanthropologin zeigt, dass der Grundmodus wissenschaftlicher Praxis bereits Engagement ist und dass Wissensproduktion immer mit einer Positionierung einhergeht. Sie plädiert für eine reflektierte Wissenschaft, die ihre eigenen Positionierungen sichtbar macht und Verantwortung für die Menschen übernimmt, mit denen und für die geforscht wird.

Maciej Chmara beschreibt, wie er gemeinsam mit seiner Partnerin Anna Rosinke das Lebensmittel Brot bei der London Design Biennale 2023 in seiner Komplexität darzustellen versuchte. In seinem Beitrag zeigt er auf, wie durch die Übersetzung von Wissen in multisensorisch erfahrbare Objekte und Räume – vom »Bread-Smeller« bis hin zu spekulativen Brotkulturen – Forschung nahbar und emotional zugänglich gemacht werden kann.

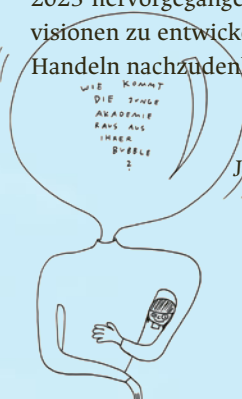
Fabian Michl beleuchtet die Funktion wissenschaftlicher Anhörungen im Gesetzgebungsprozess. Der Rechtswissenschaftler verdeutlicht, dass diese primär dazu dienen, politische Positionen mit Sachverstand zu untermauern, und nicht als Politikberatung misszuverstehen sind. Die Teilnahme an Anhörungen ermögliche es Wissenschaftler*innen jedoch, Sichtbarkeit zu erlangen und Gesprächskanäle zu eröffnen.

Sarah Klosterkamp plädiert für eine engagierte Wissenschaft, die mit dem Zuhören beginnt. Die Humangeografin beschreibt, wie sie in ihrer Forschung zu Wohnungsnot und Zwangsräumungen mittels forschender Spaziergänge – sogenannter City Walks – juristische und urbane Räume erfahrbar macht und unterschiedliche Wissensformen zueinander in Beziehung setzt.

Hermine Mitter markiert in ihrem Text die Wege zur Klimaneutralität am Beispiel Österreichs. Die Klimaökonomin zeigt anhand des aktuellen Forschungsprojekts NetZero2040, dass das Erreichen von Netto-Null-Emissionen wirtschaftlich und technisch machbar ist, aber ein engagierteres Handeln aller gesellschaftlichen Akteur*innen erfordert.

Helen Ahner, Benedikt Hartl und Nadine Mengis stellen das Utopiemobil der Jungen Akademie vor – einen mobilen Begegnungsraum, in dem sich Menschen über Zukunftsvorstellungen austauschen können. Die drei Mitglieder der AG Utopien erläutern, warum utopisches Denken heute notwendig ist und wie Utopien als Treiber von Innovation und gesellschaftlichem Zusammenhalt wirken können.

Die Poster-Seite des diesjährigen JAMs zeigt einige der Zeichnungen, die aus einem Graphic Recording der Gespräche im Utopiemobil im Rahmen des Sommerfests der Jungen Akademie 2025 hervorgegangen sind. Sie laden dazu ein, eigene Zukunftsvisionen zu entwickeln und über das Verhältnis von Wissen und Handeln nachzudenken.



Wir wünschen eine anregende Lektüre!
Johanna Gereke, Kornelia Kończal und Birgit Nemec

WISSENSCHAFT PARL^{IM}AMENT

FABIAN MICHL

Wissenschaftliche Politikberatung kennt viele Formate. Ein klassisches ist die Anhörung von Wissenschaftler*innen zu Gesetzentwürfen in den Ausschüssen des Bundestages. Die Einladung, an einer solchen Anhörung mitzuwirken, mag bei dem einen oder der anderen Wissenschaftler*in die Hoffnung auf einen großen politischen *impact* nähren: Immerhin wird der eigene Sachverstand aktiv nachgefragt – von der Institution, die das Gesetz als zentrales politisches Steuerungsmittel verantwortet: dem Parlament. Doch die Hoffnung wird oft enttäuscht. Zahllos sind die Klagen von Wissenschaftler*innen, dass ihre Expertise im weiteren Gesetzgebungsverfahren nicht aufgegriffen wurde. Vom »professoralen Frust nach parlamentarischen Anhörungen« (Janbernd Oebbecke, Rechtswissenschaftler aus Münster) ist gar die Rede. Dieser Frust lässt sich mildern, wenn man sich Zeitpunkt, Funktion und Modalitäten von Anhörungen im Gesetzgebungsprozess vor Augen führt.

Anhörungen finden spät im Gesetzgebungsverfahren statt. Das Verfahren beginnt nämlich nicht erst mit der Einbringung des Gesetzentwurfs in den Bundestag, sondern schon mit der Erarbeitung des Entwurfs in den Ministerien. Das gilt nicht nur für Entwürfe, die von der Bundesregierung eingebracht werden, sondern in der Regel auch für die Entwürfe der Koalitionsfraktionen. In der Erarbeitungsphase werden bereits die zentralen fachlichen und rechtlichen Fragen geklärt. So müssen die Ministerien die wesentlichen Auswirkungen des Gesetzes abschätzen und bedienen sich dabei internen und externen Sachverständigen. Sie beteiligen außerdem Länder, kommunale Spitzenverbände, Fachkreise und Verbände, die weitere Expertise – und Interessen – beisteuern. Auch die politische Kompromissbildung findet bereits weitgehend in der Erarbeitungsphase statt. Denn ein Entwurf erreicht das Kabinett erst nach der Abstimmung unter den Ressorts. Diese vertreten nicht nur bestimmte Fachbereiche, sondern – aufgrund der politischen Funktion der Minister*innen – mittelbar auch die politischen Kräfte in der Koalition. Sobald der Entwurf vom Kabinett beschlossen ist, wird er von der Bundesregierung einheitlich vertreten. Abhängig davon, wie gut die Regierung funktioniert, ist auch von den Koalitionsfraktionen kein Widerstand zu erwarten, deren Fachpolitiker*innen mitunter schon in die Erarbeitung eingebunden waren.

Führt man sich den Zeitpunkt der Anhörungen vor Augen, kann man daran zweifeln, ob sie überhaupt die Funktion der Politikberatung erfüllen können: Wozu die Politik noch beraten, wenn die Würfel schon gefallen sind? Gewiss gibt es Gesetzentwürfe, die nach einer Anhörung noch verändert werden. Doch die eigentliche Funktion von Anhörungen ist eine andere: Anhörungssitzungen dienen dazu, die politischen Positionen der Regierung und auch der Opposition mit Sachverstand zu untermauern.

Daher achten gut organisierte Parlamentsfraktionen genau darauf, wen sie als Sachverständige benennen. Die primär politische Funktion von Anhörungssitzungen lässt sich auch an ihrer parlamentsrechtlichen Ausgestaltung ablesen. Die Anberaumung einer Anhörungssitzung ist ein Minderheitsrecht: Der federführende Ausschuss muss eine Anhörung durchführen, wenn ein Viertel seiner Mitglieder es verlangt. Das Minderheitsrecht soll der Opposition ermöglichen, Gesetzentwürfe zu kritisieren. Dass Anhörungen dennoch häufig schon von der (Regierungs-)Mehrheit anberaumt werden, liegt schlicht daran, dass diese ohnehin mit einem entsprechenden Verlangen der Opposition rechnen muss.

Die Modalitäten von Anhörungssitzungen unterstreichen die politische Funktion. Anhörungen finden öffentlich statt und werden online live übertragen. Öffentliche Politikberatung ist aber sinnlos, denn der Beratungserfolg setzt voraus, dass die politischen Akteur*innen ihre Position kritisch hinterfragen und sich auf Alternativen einlassen. Öffentliche Selbstkritik ist jedoch unter den Bedingungen des demokratischen Wettbewerbs nicht zu erwarten. Sie würde der Regierung als Schwäche, der Opposition als Wankelmut ausgelegt. Im Gegenteil dienen öffentliche Sitzungen dazu, den eigenen politischen Standpunkt möglichst überzeugend nach außen zu kommunizieren. In der Öffentlichkeit wird Politik nicht hergestellt, sondern dargestellt. Auch das Personaltableau von Anhörungssitzungen macht ihre politische Funktion deutlich. So werden die Anzuhörenden häufig nach dem Stärkeverhältnis der Fraktionen benannt: Die Regierung benennt also mehr Anzuhörende als die Opposition. Neben Wissenschaftler*innen können auch Interessenvertreter*innen und andere Auskunftspersonen eingeladen werden, so etwa Vertreter*innen von NGOs und anderen Stakeholdern. Daher ist eine Anhörungssitzung eine bunte Mischung aus erkenntnis- und interessengeleiteten Äußerungen, die sich nicht immer leicht voneinander unterscheiden lassen.

Bleibt die Frage: Weshalb sollten Wissenschaftler*innen dann überhaupt an Anhörungen teilnehmen? Um Politik zu gestalten? Sicher nicht. Dafür sollte man Politiker*in werden. Um Politikberatung zu betreiben? Auch nicht. Dafür gibt es wirksamere Formate (z. B. informelle Gespräche, Mitwirkung in Kommissionen). Doch um sich solche – vergleichsweise exklusiven – Gesprächskanäle zu eröffnen, müssen Wissenschaftler*innen mit ihrer Expertise erst einmal als politisch relevant wahrgenommen werden. Und gerade diese Sichtbarkeit können sie durch die Teilnahme an Anhörungen erlangen.

Die Junge Akademie hat mit dem Utopiemobil einen experimentellen Begegnungsraum geschaffen: einen mobilen Ort, an dem sich Menschen im öffentlichen Raum über Zukunftsvorstellungen austauschen können. Bei dessen ersten Einsatz haben wir ein Graphic Recording anfertigen lassen; einige der daraus entstandenen Zeichnungen haben Eingang gefunden in das Postermotiv auf der Rückseite dieses Magazins. Wir haben mit drei Mitgliedern der AG Utopien – Helen Ahner (HA), Benedikt Hartl (BH) und Nadine Mengis (NM) – darüber gesprochen, warum utopisches Denken heute notwendig ist, wie Utopien entstehen und was vom Utopiemobil bleibt.

Wie ist die Idee des Utopiemobils entstanden – und was genau passiert, wenn ihr damit unterwegs seid?

BH: Purer Frust! Wir sind die ›Generation Krise‹: Klimakollaps, Corona, Krieg – unser Leben wird von Entscheidungen bestimmt, die von ein paar wenigen getroffen werden, ohne, dass wir Einfluss darauf haben. Wir sollen gleichzeitig optimistisch bleiben, Innovation liefern und bitte nicht zu laut sein. Ganz ehrlich: Es gibt gerade erstaunlich wenig, worauf man sich richtig freuen kann. Und genau das nervt. Das Utopiemobil ist unsere Antwort. **NM:** Die Idee entstand über ein paar Bier nach dem Salon Sophie Charlotte. Benedikt und ich haben überlegt, wie man der Doom-and-Gloom-Stimmung begegnen und Dialoge anfangen könnte, um Leute zusammenzubringen und darüber zu sprechen, was wir wollen, anstatt was wir alles doof finden. **BH:** Wenn wir schon keine Zukunft geschenkt bekommen, dann bauen wir uns eben selbst eine – auf vier Rädern. Sobald wir irgendwo anhalten, passiert etwas, das im öffentlichen Raum kaum mehr vorkommt: Menschen reden über Möglichkeiten statt über Probleme. Das Mobil ist ein kleiner Gegenangriff auf die kollektive Zukunftsdepression. Ein fahrbarer Raum, in dem man wieder Lust bekommt, nach vorne zu denken. Und wenn auch das nicht klappt, dann können wir zumindest schnell wegfahren.

Warum braucht es eurer Meinung nach gerade in der Wissenschaft utopisches Denken?

HA: Utopien können motivieren und es macht Freude, auf eine positive Zukunftsvision hinarbeiten – ob in- oder außerhalb der Wissenschaft ist dabei zweitrangig. Neben Krisenszenarien und düsteren Prognosen können auch Utopien Treiber von Innovation sein. **BH:** Genau! Utopien sind auch wichtig für unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt. Früher hatten wir wenigstens Geschichten: Wiederaufbau, Wiedervereinigung, Mondlandung. Heute? Zukunft klingt wie: »Bitte keine Katastrophe. Danke.« Das ist ungefähr so inspirierend wie eine Betriebsanleitung für einen Laubbläser. Dabei gäbe es genug Stoff für echte Utopien: Städte ohne Autos. Energie, die mehr auswirft, als sie frisst. Behörden, die unterstützen und nicht nerven. Öffentlicher Raum, der nicht von Parkhäusern und Investorenarchitektur dominiert wird. Eine Gesellschaft, die KI nicht als Gefahr sieht. Gesundheitssysteme, die Menschen gesund machen statt erschöpft. Und warum nicht – ein Deutschland, das sich traut, darüber nachzudenken, was ein gutes Leben wirklich ausmacht? **NM:** Wo, wenn nicht in der Wissenschaft, können wir darauf hinarbeiten, utopische Elemente Wirklichkeit werden zu lassen? Auch in der

Wissenschaft haben wir die Verantwortung, darüber zu sprechen, welche Innovationen wünschenswert sind.

Welche Rolle spielte Wissen – Fachwissen, Alltagswissen oder Erfahrung – für das Entstehen von Utopien?



HA: Was wir uns vorstellen und erträumen können, hängt maßgeblich von unserem Wissen ab: von Fachwissen, aber auch von Alltags- und Erfahrungswissen. Wenn wir uns eine energie-neutrale Stadt der Zukunft vorstellen, fließt unser Wissen über die Möglichkeiten erneuerbarer Energien mit ein. Wenn wir von einem gerechten Sozialsystem träumen, dann kann das auf Ungerechtigkeits Erfahrungen basieren und auf der Hoffnung, dass diese sich verändern können. **BH:** Ich glaube nicht, dass Wissen am Anfang steht. Unser Utopiemobil ist für alle da – für die angeblich Schlaun und die angeblich Dummen. Ironisch gemeint, klar. Träumen können schließlich alle. Und manchmal sind die ›Dummen‹ sogar im Vorteil, weil sie nicht sofort mit »Das geht nicht« anfangen. Und nur so entstehen Utopien: Wenn wir Dinge ausprobieren, die wahrscheinlich nicht funktionieren. Irgendwann erinnert sich dann ein ›Schlauer‹ daran – und plötzlich wird aus der Spinnerei Realität. **NM:** Utopien sind schon von Wissen beeinflusst, aber idealerweise sollen sie gelöst sein von »Das geht ja gar nicht«. Ich glaube, besonders Kinder sind total gut im ›Utopieren‹.

Wie ließe sich ein Wissenschaftssystem denken, das Mut, Vorstellungskraft und gesellschaftliches Engagement stärker anerkennt?

HA: Utopische Wissenschaft kann ganz verschieden aussehen: Sie verwirklicht die Freiheit von Forschung und Lehre konsequent, gibt Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Sicherheit und Ressourcen, die sie brauchen, um gute Arbeit zu leisten, baut Barrieren ab und stützt die Übernahme von gesellschaftlicher Verantwortung. **NM:** Meine Utopie wäre: Wissenschaft wird wieder attraktiv und anerkannt; Wissenschaft steht im konstanten Austausch mit der Öffentlichkeit; Wissenschaftler*innen haben weniger Bürokratie und Rechtfertigungspflichten, mehr Vertrauen von Geldgebern.

Was bleibt vom Utopiemobil über die Zeichnungen hinaus?

HA: Wir wünschen uns, dass die Utopien, die im Mobil entstehen, im Alltag fortwirken. Die utopischen Gespräche und Ideen können Ausgangs- und Zielpunkt von Handlungen sein – und wenn sonst nichts bleibt, dann wenigstens das Gefühl, dass eine gute Zukunft denkbar ist. **BH:** Idealerweise bleiben auch ein paar Gedanken hängen, die sich im Alltag weiter festsetzen. Vielleicht verändern sie etwas, vielleicht nicht. Aber selbst wenn alles andere verdunstet, bleibt immerhin die Erkenntnis: Eine gute Zukunft ist denkbar. Und das ist in diesem Land ja schon fast revolutionär. **NM:** Am besten, es bleibt ein gutes Gefühl bei den Teilnehmenden und immer mal wieder eine Erinnerung an diese positiven Gespräche. Also ein Weitertragen dieser Gespräche in die jeweiligen Umfeld der Menschen.

Helen Ahner lehrt Empirische Kulturwissenschaft / Europäische Ethnologie an der Universität Wien und ist seit 2024 Mitglied der Jungen Akademie.  Benedikt Hartl ist Gründer des aktivistischen Architekturbüros Opposite Office, er ist Professor an der Hochschule Kaiserslautern. Seit 2023 ist er Mitglied der Jungen Akademie.  Nadine Mengis ist Gruppenleiterin für Erdsystem-Wissenschaften am GEOMAR Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung in Kiel. Seit 2023 ist sie Mitglied der Jungen Akademie.

DIE SPEKULATIVE SEITE VON BROT

MACIEJ CHMARA

Im Jahr 2023 durfte ich mit meiner Partnerin Anna Rosinke Österreich bei der London Design Biennale vertreten. Unsere Idee war es, das Lebensmittel Brot in seiner Komplexität darzustellen und dazu unterschiedliche Aspekte mit künstlerischen oder gestalterischen Mitteln aufzuarbeiten. Begonnen hat die Arbeit 2021, im Rahmen eines Forschungsprojekts mit Charles Spence, Professor am Crossmodal Research Laboratory der University of Oxford.

Die ökologische Ernährungswende, alternative Proteine und Foodtech waren damals noch in aller Munde. Gleichzeitig saßen alle in COVID-Lockdowns zu Hause, verbrachten viele Stunden in Online-Meetings und hamsterten neben Klopapier auch Mehl und Trockenhefe. Hefe war bald nirgends mehr zu haben und der mythologisch aufgeladene ›Sauerteig‹ erlebte nach den Counter-culture-Cookbooks der Hippies und der Reformhaus-Bewegung der 1980er-Jahre eine Renaissance.

Der Bostoner Hefe-Genetiker Sudeep Agarwala ging mit seinem Twitter (aka X-Post) mit »THERE IS NEVER A SHORTAGE OF YEAST« viral, indem er nach ein paar Gläsern Wein erklärte, was Hefen eigentlich sind und dass sie einen nahezu überall umgeben. Brot backen war Alchemie und alle teilten in ›Breadporn‹-Manier ihre selbstgebackenen Meisterwerke. Ich backe, also bin ich.

Verglichen mit Präzisionsfermentation, 3D-Lebensmitteldruck und anderen Entwicklungen, erschien mir das Thema zuerst nicht sehr spannend für eine Arbeit. Wir einigten uns mit Spence aber darauf, dass es für ein kleines Forschungsprojekt ausreichen würde. Denn es war doch interessant, warum Brot während der Pandemie so einen Stellenwert erreichte. Wir dokumentierten Fermentationsprozesse, zeichneten Krumenstrukturen, setzten Dutzende von Sauerteigen an, orderten Mehle aus den letzten Winkeln Europas und fachsimpelten mit anderen COVID-Bäckern. Neben der visuellen Auseinandersetzung arbeitete ich mit Spence an einer Studie zum therapeutischen Potenzial der multi-sensorischen Praxis des Brotbackens. Mit einer Mikrobiologin und einem Dermatologen diskutierten wir den Einfluss des Mikrobioms der Haut auf den Fermentationsprozess. Getreideforscher klärten mich über Glutenmythen auf und eine Geografin erläuterte den Einfluss des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine auf die Getreide- und somit auch auf die Brotproduktion.

Meine Partnerin und ich kommen aus der Architektur und dem Produktdesign. Die Stärke dieser Disziplinen liegt darin, Wissen oder Konzepte in multi-sensorisch erfahrbare Objekte oder auch Räume zu übersetzen. Durch die Interaktion mit solchen kann Wissen unterschiedlichster Disziplinen nahbar und erfahrbar gemacht werden. Oft wird ein solcher Ansatz mit Ausstellungsgestaltung und ähnlichen Konzepten verwechselt. Doch es geht mehr darum, durch Materialisierung eine alternative Realität zu erschaffen.

Das Konvolut unserer Forschung zum Thema Brot wurde 2023 im Somerset House in London zu einer Installation, in der das Thema auf unterschiedlichen Ebenen erkundet werden konnte. Mit hohem Aufwand – und der Androhung nicht zu

kommen – haben wir die offizielle Erlaubnis erhalten, in der Ausstellung zu backen. Es war wichtig, dass neben visueller Attraktivität, Besucher*innen schon vor dem Gebäude und im Gang durch das olfaktorische Erlebnis in die Installation gelockt werden konnten und gerne dort verweilen. Der Geruch wurde durch eine Geräuschkulisse der Teigarbeit und des Backprozesses ergänzt. Filme über Brotsorten und den handwerklichen Prozess liefen in Schleife und im Zentrum fanden die Besucher*innen eine etwas absurd anmutende Bäckerei vor, in der der Backprozess und insbesondere die mikrobiologischen Aspekte der Fermentation mit Hilfe skulpturaler Objekte dargestellt wurden.

Die Objekte schafften einen fließenden Übergang zwischen Realität und Spekulation. Aufwendig gearbeitete Brotschaukeln ließen ihre Funktion zwar noch erkennen, wohingegen der ›Bread-Smeller‹ (ein Objekt, das die olfaktorische Qualität von Brotzutaten erlebbar machte) und ein ›Bread-Player‹ (eine Art Schallplattenspieler für Brote, den wir entwickelt haben, um den Krusten unterschiedlicher Brote lauschen zu können), einer anderen Realität entspringen zu sein schienen.

Illustrationen dreier spekulativer Brotkulturen füllten eine ganze Wand. Politische Systeme, Technologien zur Getreideherstellung oder Genmanipulation, kurzum ideologische Auffassungen dreier extremer Gesellschaften, die alle auf Brot basierten, wurden in den Zeichnungen thematisiert. Eine von uns produzierte Zeitung, das ›Breadpaper‹, voller Interviews mit Wissenschaftler*innen, Künstler*innen und Bäcker*innen, ergänzte die Szenarien.

Die Besucher*innen begannen in der Ausstellung, hitzig über genetisch manipulierten Weizen, Selbstoptimierung, Neoluddismus oder extreme ökologische Ansätze zu diskutieren, überlegten sich und teilten uns auch mit, in welcher der drei illustrierten alternativen Realitäten sie sich am meisten sehen würden. Workshops zum Backen und zu noch mehr Wissen über Mikrobiologie und Psychologie vervollständigten das Erlebnis. Durch die Entwicklung alternativer Realitäten oder möglicher Zukünfte und deren Übersetzung in Objekte, ganze Räume und Erlebnisse, wie es im spekulativen Design praktiziert wird, können Besucher*innen sich besser in Konzepte eindenken und über das Erlebnis einen emotionalen Bezug dazu aufbauen. Diese Methoden werden leider fast ausschließlich in Museen – und auch dort eher selten praktiziert.

Wissen, das nur über Wörter und Sprache vermittelt wird, bleibt abstrakt. Wir sollten uns daher bemühen, stärker nahbare, emotionalere und spielerische Formate der Wissenschaftskommunikation zu entwickeln und diese in den Alltag zu integrieren. Wer beim Ziehen und Falten des Teiges über Mikrobiome diskutiert, den Klang verschiedener Brotkrusten vergleicht und dabei Materialität neu entdeckt, schafft eine Form von Wissen, die zugleich wissenschaftlich und ästhetisch ist.

KLIMASCHUTZ:

HERMINE MITTER

VOM WISSEN
ZUM HANDELN? Ein Blick auf Österreich

Globale und nationale Klimaziele

Vor mittlerweile mehr als zehn Jahren einigte sich die internationale Staatengemeinschaft darauf, die globale Erwärmung auf deutlich unter 2°C zu begrenzen. Global gesehen müssten die Treibhausgas-Emissionen um die Mitte des Jahrhunderts Netto-Null erreichen, damit wir eine vernünftige Chance haben, dieses Ziel des Pariser Klimaabkommens zu erreichen (siehe dazu: IPCC, »Climate Change 2023 – Synthesis Report«). Ähnlich wie Deutschland weist auch Österreich im internationalen Vergleich historisch hohe kumulative Pro-Kopf-Emissionen auf. Dementsprechend hat sich Österreich im letzten Regierungsprogramm verpflichtet, bis 2040 »Klimaneutralität« zu erreichen. Das bedeutet, dass alle anthropogenen Treibhausgas-Emissionen durch entsprechende anthropogene Senken auszugleichen sind.

Wege zur Klimaneutralität

Ob Österreich im vorgegebenen Zeitraum tatsächlich Klimaneutralität erreichen kann und welche Maßnahmen dafür in welcher Geschwindigkeit und zu welchen Kosten umzusetzen wären, diesen Fragen ist ein interdisziplinäres Team aus Wissenschaftler*innen gemeinsam mit engagierten Akteur*innen aus Politik, Industrie, Interessensvertretungen, Verwaltung und Gesellschaft im Rahmen des vom Klima- und Energiefonds geförderten Forschungsprojektes NetZero2040 nachgegangen, nicht zuletzt um eine solide Wissensbasis für das notwendige Handeln zu schaffen. Konkret wurden der Status quo in Politik, Wirtschaft, Technologie und Gesellschaft erhoben, Grenzwerte von den Stakeholdern formuliert (z.B. minimale und maximale Energieimporte/Jahr) und auf dieser Grundlage vier Klimaneutralitäts-Szenarien modelliert. Diese folgen einem vorgegebenen Emissionsreduktionspfad bis 2040 und unterscheiden sich nach Endenergiebedarf (Energie, die innerhalb eines Systems zur Erzeugung von Nutzenergie oder Energiedienstleistungen eingesetzt wird) und Importanteilen von Energieträgern.

Modellergebnisse aus der Wissenschaft

Die Modellergebnisse für die vier Klimaneutralitäts-Szenarien zeigen ähnliche Trends, wie man in der Fachzeitschrift *Energy Policy* nachlesen kann (Schmidt et al., 03/2025): Der Bruttoendenergieverbrauch sinkt in allen Szenarien deutlich. Hauptgründe dafür sind die Elektrifizierung von Mobilität (z.B. Umstieg auf Elektrofahrzeuge) und Raumwärme (z.B. Umstieg auf Wärmepumpen). Zudem können Maßnahmen auf der Nachfrageseite, wie weniger gefahrene Kilometer, thermische Gebäudesanierung, kleinere beheizte Wohnfläche und verringerte Industrietätigkeit den Bruttoendenergieverbrauch senken. Fossile Brennstoffe werden in allen Szenarien nur mehr in Ausnahmefällen angewendet. Deren verbleibende Nutzung resultiert aus Lock-in-Effekten (z.B. Investitionen in Heizsysteme mit langer Nutzungsdauer).

Die Modellergebnisse zeigen zudem, dass sich die Struktur des Energiesystems bis 2030 in allen Szenarien aufgrund eines technologischen Wandels grundlegend ändert. Nach 2030 unterscheiden sich die Szenarien hinsichtlich der Entwicklung der Energieversorgungsstruktur. Generell wird bei geringen Importen von Energieträgern stärker auf heimische Biomasse und Umgebungswärme gesetzt, bei entsprechend geringerem Einsatz von synthetischen Kraftstoffen wie E-Fuels. Die gesamte Menge an CO₂, die bis 2040 sequestriert, also abgeschieden und im Untergrund gespeichert werden muss, entspricht im Szenario mit dem höchsten Sequestrierungsgrad etwa 10% der derzeitigen jährlichen Emissionen. In allen Szenarien verändert sich das Energiesystem in rasantem Tempo. Der Ausbau von Photovoltaik und Windkraft ist – in absoluten Zahlen – schneller als jener bei Wasser-, Wind- oder Gaskraft in der Vergangenheit.

Treiber und Barrieren für das Handeln

Die Treiber der Dekarbonisierung sind vielfältig: Massive Kostensenkungen bei erneuerbaren Energien (z.B. Photovoltaik) und bei klimafreundlichen Technologien (z.B. Batterien für Elektrofahrzeuge) steigern deren Wettbewerbsfähigkeit. Zudem fördert die politische Agenda, die sich in strengen Klimaschutzzielen zeigt, klimafreundliche Investitionen. Auch die derzeitige geopolitische Lage begünstigt die Umstellung auf eine kohlenstoffarme Wirtschaft in Europa, da dadurch auch die Stabilität und Unabhängigkeit der Energieversorgung gestärkt werden.

Gleichzeitig sind die Barrieren der Dekarbonisierung herausfordernd: Engpässe bei der Lieferung von Geräten, beim Ausbau der Infrastruktur und bei qualifizierten Arbeitskräften verzögern den Fortschritt. Politische Ziele werden verfehlt, wenn Maßnahmen zur Zielerreichung unkonkret sind, aufgrund ineffizienter Koordination zwischen den Verwaltungsebenen (Bund, Länder, Gemeinden) scheitern oder Lock-in-Effekte nicht unterbinden.

Schlussfolgerung

Die gute Nachricht: Das Erreichen von Netto-Null Emissionen im österreichischen Energiesystem ist wirtschaftlich und technisch machbar. Die bisherigen Anstrengungen reichen jedoch nicht aus, um das Ziel der Klimaneutralität bis 2040 zu erreichen. Daher ist künftig noch engagierteres Handeln aller gesellschaftlichen Akteur*innen erforderlich.

Das Folgeprojekt CROSS-SEC setzen genau an diesem Punkt an und bringt Partner aus den Sektoren Energie-, Land- und Wasserwirtschaft zusammen.

UNENGAGIERT FORSCHEN

HELEN AHNER

Die Idee einer ›engagierten Wissenschaft‹ und das Unbehagen, das manche bei dieser Vorstellung beschleicht, legt nahe, dass es auch ein Gegenteil gibt. Dass Wissenschaft ›unengagiert‹ sein kann, ja, dass sie das vielleicht sogar per definitionem sei oder zumindest sein müsse.

Der Duden erklärt das Attribut ›engagiert‹ wie folgt: »entschieden für etwas eintretend, ein starkes persönliches Interesse an etwas habend.« Ich kenne kaum Wissenschaftler*innen, auf die das nicht zutrifft. Allein die kompetitiven und selektiven Karrierewege erfordern ein ›starkes persönliches Interesse‹ und verlangen Entschiedenheit und Einsatz. Dasselbe gilt für die konkrete Forschungsarbeit: Ob im Labor, im Feld oder am Schreibtisch – Forschung heißt immer, für etwas eintreten und dranbleiben, einer Frage und deren Beantwortung folgen. Der Grundmodus wissenschaftlicher Praxis ist Engagement.

Allerdings meint die Formel ›engagierte Wissenschaft‹ mehr: nämlich die Idee, dass sich Wissenschaft gesellschaftlich und politisch einmischt. Ob sich Wissenschaftler*innen so engagieren sollen, wird kontrovers diskutiert: Sollen sie Position beziehen oder gleicht das einem Missbrauch der Macht, die mit institutionalisierter Wissenschaft einhergeht?

In der breiten Öffentlichkeit weniger kontrovers diskutiert wird die Vorstellung, dass basierend auf wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Beispiel technische, medizinische, militärische oder infrastrukturelle Probleme gelöst werden können und sollen. Ein solcher Solutionismus, Fortschrittsglaube und die daran gekoppelte Verwertungslogik prägen viele wissenschaftspolitische Kalküle. Zugrunde liegt die Idee von Wissenschaft als Zulieferer von vermeintlich objektiven Fakten, in manchen Fällen auch von Handlungsvorschlägen oder Patenten, die dann von Politik und Wirtschaft bearbeitet und umgesetzt werden können. ›Unengagiert‹ meint in diesem Kontext, vermeintlich ›neutrales‹ – gewissermaßen positionslos – Wissen als Ware bereitzustellen. Dabei wird übersehen, dass dies mit dem Grundmodus von Forschung – Engagement – karambolieren kann.

Nicht nur das die Wissensproduktion bedingende persönliche Engagement von Forschenden widerspricht der Idee einer ›unengagierten Wissenschaft‹. Auch die implizite Vorstellung, dass wissenschaftliches Wissen zunächst keine Position beinhaltet und dass das Beziehen einer solchen Position eine Handlung außerhalb guter wissenschaftlicher Praxis sei, ist problematisch. Wissensproduktion geht immer mit einer Positionierung und Situierung einher – das hat beispielsweise die Wissenschaftsforscherin Donna Haraway formuliert.

Exempel dafür finden sich in der Fachgeschichte aller akademischen Disziplinen – so auch in meiner. Ich komme aus einem Fach, das schon mit seiner Gründung – damals unter dem Namen ›Volkskunde‹ – angetreten ist, um sich einzumischen. Zunächst in konservierender Mission: Eine durch moderne Lebensweise vermeintlich bedrohte ›Volkskultur‹ sollte erforscht und bewahrt werden. Dieses Ansinnen hat sich überholt. Schon lange engagieren sich die Vertreter*innen des Faches, das sich jetzt Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie oder Kulturanthropologie nennt, nicht mehr für die Rettung und Glorifizierung einer angeblich der Zeit enthobenen ›Volkskultur‹. Ausschlaggebend für diesen Paradigmenwechsel war auch die bereitwillige Unterstützung von Vertreter*innen des Faches für die menschenfeindliche NS-Ideologie. An die Stelle eines affirmativen, konservierenden Impetus ist seit den 1970er-Jahren ein Selbstverständnis als kritische Gesellschaftswissenschaft getreten, die Alltage in ihrer Komplexität beschreibt und Verantwortung für die Menschen übernimmt, mit denen und für die wir forschen.

Und Verantwortung übernehmen beinhaltet auch sich zu positionieren. Das ist jedoch nicht zwingend mit politischem Aktivismus gleichzusetzen. Vielmehr handelt es sich um wissenschaftliche Positionierung: Jedes veröffentlichte Forschungsergebnis bezieht eine Position innerhalb der wissenschaftlichen Ordnung. Und diese ist nicht scharf von der sozialen oder politischen zu trennen, denn die Sphären gehen oft ineinander auf.

Die Produktion von wissenschaftlichem Wissen folgt Regeln. Position beziehen bedeutet nicht, sich über diese Regeln hinwegzusetzen, sondern es gehört – auch in meinem Fach – zur guten wissenschaftlichen Praxis, die eigenen Positionierungen sichtbar und nachvollziehbar zu machen und zu zeigen, unter welchen Bedingungen Wissen entsteht. Damit zusammen hängt die Reflexion der machtvollen Sprechposition, die mit der Situierung als Wissenschaftler*in einhergeht. Gerade positioniertes Wissen ist besonders tragfähig, weil es nicht so tut, als sei es einfach in der Welt und unfehlbar. Und, weil es seine Entstehung und ihre Bedingungen nachvollziehbar macht. Wissenschaftsforscher*innen sprechen dann von ›starker Objektivität‹.

Wissenschaft ist immer positioniert und engagiert – darin liegt ein großer Wert, der jedoch auch die Herausforderung birgt, reflektiert und verantwortungsvoll mit der Macht umzugehen, die Wissen(schaft) als Institution innehat.

WISSEN IN BEWEGUNG: Für eine ENGAGIERTE WISSENSCHAFT, DIE ZUHÖRT

SARAH KLOSTERKAMP

Engagierte Wissenschaft beginnt für mich mit dem Zuhören. In meiner Forschung zu Wohnungsnot, Schulden und gerichtlicher Praxis begegne ich Menschen, die um ihr Zuhause kämpfen – Mieter*innen, die nach Jahrzehnten aus ihren Wohnungen verdrängt werden, Richter, die über ›Eigenbedarf‹ urteilen, und Gerichtsvollzieher, die das staatliche Gewaltmonopol im Alltag vollstrecken. Dieses Zuhören – im Gericht, auf der Straße, in Beratungsstellen – ist für mich kein ›Add-on‹, sondern ein epistemisches Prinzip: Wissen entsteht im Austausch, in der Spannung zwischen wissenschaftlicher Analyse und den alltäglichen Erfahrungen von Ungleichheit.

In meinem DFG-Projekt *Zwangsgeräumt – Logiken, Praktiken und Vulnerabilitäten im Kontext von Entmietungsvorgängen in Zeiten der Mehrfachkrise* (2024–2026) versuchen wir, diese Wissensformen miteinander in Beziehung zu setzen. Ein zentrales Format sind unsere *CityWalks* – forschende Spaziergänge, die juristische und urbane Räume erfahrbar machen. Der jüngste Audiowalk führt durch das Frankfurter Gallusviertel, ein Stadtteil, in dem Industrialisierung, Migration, Gentrifizierung und Verdrängung auf engstem Raum ineinandergreifen. Die Geschichte einer Mieterin namens Ilse, die nach Jahrzehnten im Gallus vor der Räumung steht, bildet den narrativen Kern des Rundgangs. Ihre Stimme führt durch Straßen, Hinterhöfe und Bauzäune, erzählt von alltäglicher Sorge, Nachbarschaft und Widerstand.

In Kooperation mit dem Historischen Museum Frankfurt und dem Studiengang Informationsdesign der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle haben wir den Rundgang für die *Frankfurt History App* entwickelt. Diese strategische Zusammenarbeit bringt unterschiedliche Formen des Wissens – künstlerisches, gestalterisches, historisches, sozialwissenschaftliches – in Bewegung. Studierende aus Design und Geografie arbeiten gemeinsam an einer Übersetzung: Wie lässt sich Forschung sinnlich erfahrbar machen, ohne dass ihre Komplexität verloren geht? Wie kann ein Stadtrundgang zum Medium werden, das institutionelles und alltägliches Wissen miteinander verknüpft?

Engagierte Wissenschaft bedeutet für mich nicht, Forschungsergebnisse zu ›kommunizieren‹, sondern Räume zu schaffen, in denen unterschiedliche Wissensformen überhaupt aufeinander-

treffen können. Gerade im Dialog mit Politik und Verwaltung erlebe ich, wie leicht wissenschaftliche Expertise instrumentalisiert wird – als Legitimation, als Problemlösungsressource, als Mittel zur Krisenbewältigung. Doch viele gesellschaftliche Fragen – die Wohnungsnot, Verschuldung, soziale Ungleichheit – verlangen weniger nach schnellen Antworten als nach einer gemeinsamen Sprache, die Unsicherheiten aushält. Wissenschaft kann hier ein Ort der Verlangsamung sein: ein Raum, in dem Konflikte sichtbar und Widersprüche produktiv werden.

Was ich mir wünsche, ist daher keine ›bessere‹ Wissenschaftskommunikation, sondern eine andere Infrastruktur der Beziehung: stabile Formate des Dialogs, die nicht erst in der Krise aktiviert werden. Politische Entscheidungsträger*innen sollten entschiedener dazu bereit sein, Wissenschaft nicht nur als Ratgeberin, sondern als kritische Partnerin zu verstehen. Umgekehrt müssen wir Forschende lernen, uns nicht in der Neutralität zu verstecken, wenn unsere Erkenntnisse gesellschaftliche Konsequenzen haben.

Engagement sollte in wissenschaftlichen Lebensläufen sichtbar werden – nicht als moralischer Bonus, sondern als Qualitätsmerkmal einer Forschung, die Verantwortung übernimmt. Dazu gehört auch, dass Institutionen engagierte Wissenschaftler*innen schützen: vor Angriffen, Überlastung und dem subtilen Druck, Kritik zu vermeiden.

Denn engagierte Wissenschaft ist nie abgeschlossen. Sie bleibt ein Prozess, der sich in Begegnungen entfaltet – im Gerichtssaal, auf der Straße, im Museum oder auf Tagungen. Vielleicht ist das ihr eigentlicher Wert: dass sie Wissen nicht besitzt, sondern teilt. Wenn Forschende Angebote schaffen, gemeinsam mit Bürger*innen aus der Nachbarschaft, Künstler*innen und Politiker*innen den urbanen Raum mit seinen multiplen Problemlagen zu begehen, verschieben sich die Grenzen des Sicht- und Sagbaren. Dann wird Wissenschaft erfahrbar als eine Praxis, die nicht nur erklärt, sondern berührt – und die Gesellschaft nicht von außen beobachtet, sondern sich in ihr bewegt.

Sarah Klosterkamp ist Humangeographin an der Goethe-Universität Frankfurt und erforscht Wohnungsnot, Schulden und urbane Ungleichheiten. Seit 2025 ist sie Mitglied der Jungen Akademie.

DIE ZUKUNFT
HÖRE ICH NICHT.

ES IST DA
SCHÖN
LEISE.

HOFFENTLICH
RUHIG SCHLAFEN KÖNNEN.

ICH BLEIB LIEBER
IN DER EWIGEN
GEGENWART

UTOPIE
GURKE
(SAUER)

JUNGE
AKADEMIE

BAD
FUTURE

OR

GOOD
FUTURE

ICH HÖRE
VÖGEL UND
BLÄTTERRAUSCHEN

UTOPIEN

DÜRFEN

NICHT

REALISTISCH

SEIN.

»JEDES MAL WENN
WIR ÜBER DIE ZUKUNFT
SPRECHEN, IST DAS SCHON
WIEDER VERGANGENHEIT.«

DIE GEGENWART
BEKOMMT DIE
ZUKUNFT, DIE SIE
VERDIENST

WISSEN
HANDELN

UTOPIECHEN

UNENGAGIERT?
FORSCHEN? HELEN
AHNER

MACIEJ
CHMARA Die SPEKULATIVE
SEITE VON BROT

WISSENSCHAFT
IM PARLAMENT? FABIAN
MICHL

SARAH
KLOSTERKAMP WISSEN IN BEWEGUNG:
FÜR EINE ENGAGIERTE
WISSENSCHAFT, DIE ZUHÖRT

KLIMASCHUTZ:
VOM WISSEN ZUM HANDELN? HERMINE
MITTER
Ein Blick auf ÖSTERREICH

HELEN AHNER
BENEDIKT HARTL
NADINE MENGIS EINE GUTE ZUKUNFT
IST DENKBAR